

Die geflutete Währung

Geldnot und Notgeld in Schwaben 1917–1923

Dirk Schindelbeck

Aus heutiger Sicht erscheinen die Bilder völlig surreal: Waschkörbe voll mit wertlosen Millionen- und Milliarden-Mark-Scheinen, mit denen die Schulkinder spielen und die am Ende wie Altpapier im Ofen verbrannt werden. Es sind die Zeichen der großen Inflation vom Herbst 1923, die als deutsches Trauma im kollektiven Gedächtnis haften geblieben sind. Dagegen ist der Weg zu dieser Währungskatastrophe weitgehend unbekannt geblieben. Er zog sich von den Anfangstagen des Ersten Weltkriegs im August 1914 bis in die späten Novembertage des Jahres 1923 hin. Allein die Zahl der in diesen knapp zehn Jahren produzierten Papiergeldnoten erscheint aus heutiger Sicht absurd. Deutschlandweit wurden mindestens 100.000 verschiedene Notgeld-Scheine, die meisten davon nur regional und kurzzeitig gültig, ausgegeben.

Von der Gold- zur Papiermark

Dabei hatte die deutsche Mark bis zum Ersten Weltkrieg als eine der stabilsten Währungen der Welt gegolten. Die Menschen im Kaiserreich hatten die Goldmark – seit 1909 gesetzliche Währung – stets als ihr gefühltes Gold in der Tasche empfunden. Doch mit Beginn des Krieges wurde zu dessen Finanzierung der Goldstandard (die durch Gold garantierte Deckung des Geldes) aufgehoben. Schlagartig verschwand viel Hartgeld aus dem Alltag, zuerst die Markstücke, bald auch die kleineren Münzen, deren Metallwert für die Rüstung immer wichtiger wurde. Ersatz schuf die

Notenpresse, was die nominelle Geldmenge exponentiell anschwellen ließ: Befanden sich 1914 nur 8,7 Milliarden Mark an Papiergeld in Umlauf, waren es 1920 schon 82 Milliarden, 1921 bereits 123 Milliarden, 1922 dann 1295 Milliarden.

Die Erhöhung der Geldmenge erzeugte natürlich nicht automatisch mehr Güter und Waren. Im Gegenteil: Wo der Krieg tagtäglich Volksvermögen vernichtete, beschleunigte dies nur die Inflation. Anfangs fehlten auch gar nicht die großen Werte, sondern das für den Wirtschaftskreislauf so nötige Kleingeld. Dramatisch wurde die Situation nach dem Steckrübenwinter im Frühjahr 1917. Je mehr die Zahlungsmittelnot zunahm, da die Druckkapazitäten der Reichsbank erschöpft waren und sie nicht liefern konnte, desto verzweifelter griffen die Städte zur Selbsthilfe. Eine nach der anderen fing an, die benötigten Kleinzahlungsmittel – 50-Pf.-Scheine zumeist – selbst zu drucken. Der Reichsbank, die auf ihre Münzhoheit pochte und mit Strafandrohungen nicht sparte, blieb nichts anderes übrig als die vielen lokalen Geldausgaben zähneknirschend zu dulden. Umgekehrt waren die örtlichen Ausgabestellen bestrebt, Konflikte mit ihr zu vermeiden und hinterlegten entsprechende Sicherheiten. Zudem ließen sie ihr Geld unter möglichst unverdächtigen Bezeichnungen wie »Gutschein«, »Kriegsplatanweisung« oder »Wertersatzzeichen« erscheinen.



Kriegsgeldschein aus Horb/Neckar vom Dezember 1918

Zur Ästhetik von Parallelwährungen

Faktisch entstanden so ab Mitte des Ersten Weltkriegs neben den gesetzlichen Zahlungsmitteln unzählige nur regional geltende Parallelwährungen. Da es dafür keinerlei Vorgaben für Formate oder Gestaltungskriterien gab, sah dieses Geld dementsprechend uneinheitlich aus. Schließlich war jede Ausgabestelle bestrebt, es unverwechselbar zu machen. Das wiederum setzte einen landesweiten Wettlauf um das attraktivste Notgeld in Gang. Trotz großer Ressourcenknappheit wurden viele Scheine jetzt bunt, fingen an, Geschichten in Wort und Bild zu erzählen, priesen lokale Helden und örtliche Bauwerke. Andere arbeiteten mit witzigen oder gar versteckten Botschaften. Gern wurden auch landsmannschaftliche Eigenheiten herausgekehrt. So wirkt das Bayerische Notgeld oft fast barock – ganz anders als das in Schleswig-Holstein oder in Westfalen ausgegebene. Sehr schnell hatten die Stadtverwaltungen herausgefunden, dass da ein Sammlermarkt entstanden war, auf dem sich ein guter Teil ihrer Notgeldproduktion (für reguläres Geld) verkaufen ließ. Denn jeder Schein, der in einem Album verschwand und dem Verkehr entzogen wurde, bedeutete einen Reingewinn für die Stadtkasse. So erklärt sich das Phänomen, dass trotz der ungeheuren Zahlungsmittelnot schon während des Krieges ein beträchtlicher Teil des städtischen Notgelds nie als echtes Zahlungsmittel eingesetzt wurde. Kulturhistorisch gesehen steht das deutsche Papiernotgeld gerade wegen seiner chaotisch anmutenden Vielgestaltigkeit weltweit einzigartig da.

Entwicklungsdynamik der deutschen Inflation

Acht verschiedene Phasen der deutschen Papiergeldproduktion lassen sich unterscheiden:

- Ausgaben von 1914/15 (bis 20 Mark);
- Ausgaben ab 1916 in kleinen Werten (»Kriegsgeld« unter einer Mark);
- Regierungsseitig gewünschte und begünstigte Ausgaben größerer Werte (sog. »Großnotgeld«: 2, 5, 10, 20 und 50 Mark) vom Oktober/November 1918 mit genereller Geltungsdauer bis 1. Februar 1919;
- Vermischtes Kriegs- und Friedensnotgeld 1919 bis 1921/22 (zunehmend sog. Serienscheine, die mehr für die Sammlerwelt als für die Einwohnerschaft des Ortes berechnet waren);
- Städtisches Großnotgeld (100 bis 500 Mark ab September 1922);
- Hochinflationsgeld (1000 bis 500.000 Mark ab Dezember 1922 bis Juli 1923);
- Hyperinflationsgeld (Millionen-, Milliarden- und Billionenwerte, zunehmend auch von größeren Firmen, von August bis Mitte November 1923);
- Wertbeständiges Notgeld (oft an direkten Warenbezug geknüpft: Oktober/November 1923).



Die A-Seite des 50-Pf. Kriegsgeldscheins zeigt das Schorndorfer Rathaus.



Die B-Seite des 10 Mark-Großnotgeldscheins aus Maulbronn zeigt das Stadtpanorama mit dem Kloster.

Nicht in allen Teilen Deutschlands bildeten sich die acht Entwicklungsstufen gleichmäßig in Geld-Emissionen ab. So machte sich der Kleingeldmangel in der Frühphase des Krieges zunächst in den kriegsnahen Gebieten wie im Elsass oder im Warthegau (heute West-Polen) besonders bemerkbar, in Schwaben oder Thüringen hingegen kaum. Zum flächendeckenden Phänomen wurde die Kleingeldnot im Sommer 1917. Von da an gaben Hunderte von Städten und Gemeinden immer neue und von den Werten her bis Ende 1923 stets höhere Geldnominalen aus. Dabei wurden die über den Bild- und Wortschmuck transportierten Botschaften zunehmend wichtiger. So wurde Notgeld in den Abstimmungsgebieten in Schleswig-Holstein, Ostpreußen und im Oberschlesien zum Propaganda-Instrument. Schließlich standen hier Plebiszite über die Frage an, ob diese Landstriche fortan vom Deutschen Reich abzutrennen und Dänemark oder Polen zuzuschlagen seien.



Diverse Notgeldscheine der Stadt Stuttgart, vom 50-Pf.-Wert Ende 1918 bis hin zum 500-Mrd.-Mark-Schein vom 30. Oktober 1923

Propaganda und Kriegsrhetorik

Im Vergleich damit wirkt das Notgeld aus Schwaben wenig spektakulär und eher bieder. Gleichwohl traten auch hier selbst kleine und kleinste Gemeinden – wenn auch meist nicht über den ganzen Zeitraum hin – als Ausgabestellen hervor. Horb etwa beließ es lange Zeit bei einem einzelnen 50-Pf.-Schein im Dezember 1918 und legte erst 1923 mit einem 1-Million-Mark-Schein nach. Ebenso Schorndorf, das 1920 einen aufwendig gestalteten 50-Pfennig-Schein ausgab – um erst wieder im August 1923 mit einem 1-Million-Mark-Schein hervortreten. Ausschließlich in der Hyperinflationzeit (ab August 1923) als Ausgabestelle aktiv zeigte sich ein so kleiner Ort wie Erbach bei Ulm, der mit Milliarden- und schließlich sogar mit einem 1-Billion-Mark-Schein aufwartete.

Stuttgart deckte zwischen 1918 und Ende 1923 außer der ersten alle folgenden sieben Phasen ab und gab dabei insgesamt gut 30 verschiedene Scheine aus, vom kleinen 50-Pf.-Wert des Jahres 1918 bis hin zum 5-Billionen-Mark-Schein der Reichsbahnverwaltung Stuttgart 1923. Besonderes Engagement in der Übergangsphase vom Krieg zum Frieden 1918/19 zeigten so kleine Orte wie Maulbronn oder Blaubeuren bei der Produktion sogenannten Großnotgelds (2- bis 50-Mark-Werte).

Zu normalen Zeiten sind Städte keine geldausgebenden Stellen. Von den Zeitumständen dazu gezwungen, verfielen nicht wenige von ihnen auf die Idee, auch die politische Lage zu kommentieren. Ab Mitte 1917 zog vielerorts Kriegsrhetorik auf den Scheinen ein. Zum Stilvorbild wurden dabei die vom Würzburger Grafiker Heinz Schiendl für die Stadt Lindenberg im Allgäu gestalteten 10- und 50-Pf.-Werte mit martialischen Darstellungen des deutschen Soldaten. Etliche Gemeinden in Schwaben folgten dem Vorbild, wobei der kriegerische Gestus sehr unterschiedlich ausfallen konnte – vom zornigen deutschen Adler (Heilbronn; Rottweil) und markanter Frakturschrift bis hin zu bildhaften Darstellungen. Auf einem Schein aus Saulgau vom Februar 1918 heißt es: »Sie trägt die Hacke, er das Schwert, so schützen beide Haus und Herd.« Ein ähnliches Figurentableau, allerdings in geradezu barock anmutender Bildsprache, präsentiert ein 50-Pf.-Schein aus Tettang. Natürlich unterließ es eine Gemeinde wie Oberndorf nicht, auf ihrem Schein die örtliche Waffenproduktion in Szene zu setzen. Die Botschaft der friedlich an einen Baum gelehnten Gewehre zu entschlüsseln, blieb allerdings dem Betrachter überlassen.

»Großnotgeld« zwischen Krieg und Frieden

So sehr die Reichsbank 1917 gegenüber den Städten auf ihre Autorität gepocht hatte – gegen Ende des Krieges wurde sie geradezu zum Bittsteller: »Wir sind von allen Zahlungsmitteln entblößt.« Geradezu flehentlich bat sie die Städte nun, ihr bei der Behebung des Geldmangels zu helfen. Wie konnte es dazu kommen? Staat und Reichsbank sahen sich vom Ende des Krieges überrollt. Hunderttausende von Soldaten kehrten von den Fronten zurück und

Drei Großnotgeldscheine aus Blaubeuren vom November 1918 zeigen auf der B-Seite Ansichten des Ortes.



suchten im Zivilleben Fuß zu fassen. Löhne, Invaliden-, Witwen- und Waisenrenten mussten ausgezahlt werden, doch dazu fehlte das Geld. Auf der anderen Seite hüteten viele Menschen gerade jetzt ihre letzten Bestände an »guten« alten Münzen. Da halfen auch noch so harsche Aufrufe in der Tagespresse nichts, dass, wer dieses Geld zurückhalte, ein Vaterlandsverräter sei.

»Am meisten benötigt«, so die Reichsbank, »sind Abschnitte in der Größe von 5, 10 und 20 Mark«. Zur Erschwerung von Fälschungen schlage sie aufgedruckte Nummerierung vor und bitte unverzüglich an die Herstellung zu gehen. Sie selbst übernehme die Hälfte der Druckkosten – wofür ihr dann auch die Hälfte des jeweils vor Ort hergestellten Geldes zu überlassen sei! Gelten sollte das »Großnotgeld« so lange, bis sie selbst wieder Zahlungsmittel in ausreichender Menge zur Verfügung stellen könne – ab dem 1. Februar 1919. Und die Städte lieferten schnell. Im Gegensatz zu den kleinformatigen Gutscheinen der Kriegszeit sah das Großnotgeld jetzt fast wie »richtiges« Geld aus. In seinen Ausmaßen deutlich größer als die Kleingeldscheine der Kriegszeit wirkte es selbstbewusst, besaß zudem meist Wasserzeichen, Kontrollnummern, Amtssiegel, Unterschrift und das geforderte Ablaufdatum.

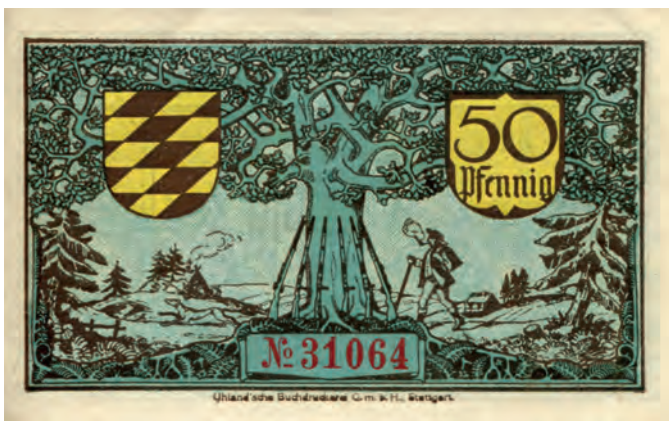
Wunderblüte des deutschen Seriennotgelds

Doch der Geldmangel war am 1. Februar 1919, anders als von der Reichsbank erhofft, keineswegs vorüber. Im Gegenteil: Die enormen Reparationsverpflichtungen, die Deutschland durch den Versailler Vertrag aufgebürdet wurden, sollten das Land in eine Inflation stürzen, die bald jede Vorstellungskraft sprengte. Ihrerseits hatten die Städte als Geldproduzenten inzwischen gelernt, damit gute Geschäfte zu machen, indem sie ihre Scheine am liebsten am Sammler verkauften. Vor diesem Hintergrund kam es zwischen 1920 und Mitte 1922 zu einem der absonderlichsten Phänomene der Geldgeschichte überhaupt: dem deut-

schen Seriennotgeld. Warum, so die Überlegung mancher Stadtverwaltung, eigentlich nur einen Schein im Nennwert von 50 Pf. verkaufen, warum nicht gleich sechs oder gar zwölf, die dann natürlich auf der Schauseite unterschiedliche Motive zeigen mussten?

Im März 1920 machte es Freiburg als erste größere Stadt vor und gab drei verschiedene 50-Pf.-Scheine mit Hinweis auf das anstehende Stadtjubiläum (1120–1920) aus. Diese Idee eines zur Bildergeschichte weiterentwickelten Kleingelds machte landesweit Schule. Es waren am Ende über 1.400 Städte und Gemeinden, die in einen Wettlauf um das schönste Seriennotgeld gingen. Was packten sie nicht alles an Sagen, Liedern, Zitaten oder Rätseln auf ihre Scheine, betrieben Produkt- oder Fremdenverkehrswerbung damit und anderes mehr! Natürlich machte, wer zuerst kam, den größten Gewinn. Naumburg gab im Dezember 1920 eine Serie mit sechs Scheinen aus, auf denen das für diese Region so bedeutsame Hussitenlied stropfenweise und mit hübschen Scherenschnitten verziert ausgebreitet wurde. Von den 900.000 Mark aus Verkaufserlösen ließ sich das Rathaus trefflich sanieren.

Stuttgart gab zwei Serien mit Motiven aus der Stadtgeschichte aus, eine erste, aus vier Motiven (4 x 50 Pf. = 2 Mark) bestehende, im April 1921 (Königstor, Altes Schloss und Stiftskirche u.a.), Ende März 1922 legte man mit einer 12-er Serie (12 x 50 Pf. = 6 Mark) und weiteren Stadtansichten (Merian-Stadtplan von 1640, Mittlere Königstraße, Alter Redoutensaal u.a.) nach. Über so schöne Motive verfügten kleinere Städte nicht – und wichen dann auf örtliche Sagen oder lokale Berühmtheiten aus. Schwäbisch Gmünd emittierte eine 3-er Serie unter Verwendung von Justinus Kerners Ballade *Der Geiger zu Gmünd*, Radolfzell drei sehr aufwändig gestaltete – und entsprechend teure – Scheine mit Ortsansichten und einem Porträt Joseph Victor von Scheffels.



Die Kriegsnotgeldscheine aus Lindenberg im Allgäu (gestaltet von Heinz Schiestl), Rottweil, Saulgau und Oberndorf/Neckar stammen aus den Jahren 1917/18 und sind sichtlich von Kriegsrhetorik bestimmt.

Wildwuchs und krimineller Missbrauch

Doch nicht nur die Städte gaben massenhaft Seriennotgeld aus, sondern zunehmend auch Kriegervereine, Zoos, Schach- oder Kegelclubs, ja selbst Bars und Cafés. Der in Stuttgart ansässige Verein Naturschutzpark etwa offerierte eine 6-er Serie mit szenischen Darstellungen der Menschheitsgeschichte.

Diesem Wildwuchs schob der Staat am 17. Juli 1922 einen Riegel vor und verbot per Reichsgesetz jede weitere Ausgabe von Seriennotgeld. Es waren inzwischen zu viele kriminelle Elemente auf den Zug aufgesprungen und hatten den eigentlichen Zweck des Geldes – Tauschmittel zu sein – gründlich pervertiert. Doch wie machtlos Staat und Reichsbank inzwischen geworden waren, zeigte sich Mitte September 1922: Allein auf die Drohrede des französischen Außenministers Poincaré, wegen ausstehender Reparationszahlungen das Ruhrgebiet militärisch zu besetzen, reagierte der Kurs der Mark mit einem rapiden Absturz (August 1922: 1 Dollar = 2000 Mk., Anfang November 1922: 1 Dollar = 6700 Mk.). Immer hilfloser muteten jetzt die Versuche der Reichsbank an, dem Mangel an Zahlungsmitteln zu begegnen: »Wie schon letztlich gemeldet, macht die Reichsbank die größten Anstrengungen, um täglich 2–3 Milliarden neue Noten an den Geldmarkt zu bringen«, schrieb ein Zeitzeuge. Längst wurden diesen Scheinen keine Pfennig-Beträge mehr aufgedruckt, sondern Nominalwerte im drei-, vier- und fünfstelligen Mark-Bereich. Doch die Anstrengungen reichten nicht hin: Wieder wandte sich die Reichsbank an die Städte, ihr bei Druck und Emission der benötigten Zahlungsmittel zu helfen. Und wie schon gegen Kriegsende, so lieferten diese prompt.

50-Milliarden-Schein – mit Daimler-Geld gut gestellt

Doch die eigentliche Katastrophe sollte erst folgen. Den Auftakt dazu schuf die im Januar 1923 erfolgte Besetzung des Ruhrgebiets durch belgische und französische Truppen, um die ausstehenden deutschen Reparationsleistungen in Form von Naturalien wie etwa Kohle einzutreiben. Die deutsche Bevölkerung reagierte verbissen mit Streiks und anhaltendem Widerstand. Massenhafte Arbeitsniederlegungen bei weitgehenden Lohnfortzahlungen durch den Staat machten das Währungsdesaster komplett. Morgens ausgegebene Löhne besaßen schon mittags nur noch einen Bruchteil ihrer Kaufkraft.

Längst war die Reichsbank war nicht mehr in der Lage, den Zahlungsmittelbedarf auch nur im einstelligen Prozentbereich zu decken, obwohl inzwischen über 130 Druckereien Tag und Nacht in ihrem Auftrag Geld druckten. Viele Betriebe, sofern sie dazu die Möglichkeiten hatten, gingen dazu über, ihre Arbeiter mit selbsthergestelltem Geld zu entlohnen. Unter diesen Bedingungen ließ der gestalterische Aufwand bei der Geldproduktion rapide nach, sodass ein Großteil des zwischen August und November 1923 ausgegebenen Notgelds nicht einmal mehr eine bedruckte Rückseite hatte. Eine der raren Ausnahmen war

der schöne 50-Milliarden-Mark-Schein vom 2. November 1923 der Daimler-Motoren-Gesellschaft mit dem Spruch »Daimlerwagen. Daimlergeld. Wer sie hat, ist gut gestellt« mit der Abbildung eines echten, freilich unerreichbaren Gegenwerts.

Wertbeständiges Notgeld und Währungsschnitt

Jetzt, wo das Geld sich landesweit von der Realwirtschaft geradezu abgekoppelt hatte, stellte der letzte Versuch, einen realen Gegenwert dahinter sichtbar zu machen, das sogenannte wertbeständige, am Dollarkurs orientierte, Notgeld dar. Andere Scheine führten jetzt Roggen, Zucker, Ziegelsteine oder Holz als Deckung an. Ende November 1923 – einige Städte im Ruhrgebiet waren bei dreistelligen Billionen-Mark-Scheinen angekommen – konnte die Hyperinflation beim Endstand von 4,2 Billionen Papiermark = 1 Dollar endlich gestoppt und mit Einführung der Rentenmark eine stabilere Währungsepoche eingeleitet werden.

Zwei Beispiele aus Stuttgarter Seriennotgeldserien von 1921 mit Wappen und Stadtsilhouette, ein Schein des Vereins Naturschutzpark aus demselben Jahr sowie ein Gutschein der Stuttgarter Zigarettenfabrik Waldorf-Astoria über fünf Millionen Mark vom September 1923



Über den Autor

Dirk Schindelbeck, geboren 1952 in Unna/Westfalen, Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Freiburg, wo er als Kulturwissenschaftler, Wissenschaftspublizist und Lyriker heute lebt. Diverse Veröffentlichungen zur Kultur- und Kommunikationsgeschichte, u.a. *Marken, Moden und Kampagnen. Illustrierte deutsche Konsumgeschichte*, 2003; »Das wirst du nicht los, das verfolgt dich ein Leben lang«. *Die Geschichte des Waisenhauses in Freiburg-Günterstal*, 2013; *Tropfenfänger und kreisende Kolben. Deutsche Marken-Sonette 2.0.15*, 2015; *Zigarettenfronten. Die politischen Kulturen des Rauchens in der Zeit des Ersten Weltkriegs*, 2014. Zuletzt erschien: *Notgeld. Zu schön, es auszugeben* im Jonas Verlag, Weimar 2021. www.Dirk-Schindelbeck.de

Literatur

Hans Otto Eglau: *Mehr Schein als Sein. Als die Mark Kapriolen schlug. Deutsches Notgeld 1914–1923*, Düsseldorf o. J. (ca. 1999)
 Hans-Ludwig Grabowski: *Deutsches Notgeld*, 13 Bd. (umfassendes Katalogwerk), Regensburg 1999–2018
 Gustav Prange: *Das deutsche Kriegsnotgeld 1914–1918. Eine kulturgeschichtliche Beschreibung*, Görlitz 1921
 Herbert Rittmann: *Deutsche Geldgeschichte seit 1914*, München 1986